

NORBERT MILLER

BERNHARD ZELLER ZUM GEDENKEN

Wer Ende der Fünfziger, Anfang der Sechziger Jahre zum Schiller-Nationalmuseum auf der Höhe über dem Neckar hinaufstieg, traf dort Verhältnisse an, die auf den ersten Blick denen einer frommen Gedächtnispflege entsprachen, aus deren Geist um 1900 der würdige Bau des Museums hervorgegangen war. Manches trug noch die Spuren des Provisoriums, mit dem Erwin Ackerknecht der schwierigen Situation nach dem Ende der Barbarei hatte begegnen müssen. Aber die Handschriften und Dokumente waren sorgfältig aufgestellt und erschlossen, von Bücherschränken an den Wänden gelehrsam, doch nicht angsteinflößend umrahmt. Um Friedrich Schiller, der Stadt und des Landes größtem Sohn, gruppierte sich die Hinterlassenschaft schwäbisch-württembergischen Dichtens und Denkens, gleichermaßen einladend zur Besichtigung wie zum lesenden oder wissenschaftlichen Studium: Friedrich Hölderlin, Ludwig Uhland, Wilhelm Waiblinger, Eduard Mörike – welch unerschöpflicher Schatz, der da der Brauch war und gar nicht aufviel, Justinus Kerner und Wilhelm Hauff darum nicht zu vergessen! Unter dem neuen Direktor, der über Schiller und Hermann Hesse Monographien vorgelegt hatte. Die Satzung der 1947 neu eingerichteten Deutschen Schillergesellschaft sah als Stiftungszweck bereits die Ausweitung der Sammlungen vor, wie das als *ein* Aspekt schon die breite nationale Zustimmung im 19. Jahrhundert impliziert hatte. Wenn man aber das erstmal, noch scheu, über die Schwelle getreten war, E.T.A. Hoffmanns Studenten Anselmus im Hinterkopf, dann umging einen eine behaglich strenge Atmosphäre, ein Hauch von klösterlicher, eher stiftgemäßer Kontemplation, die nichts Hieratisches und auch nichts Hierarchisches an sich hatte. Unschwer auch für den Studenten, dem neuen Direktor vorgestellt zu werden, der sich Zeit nahm, der nicht nur bereitwillig Auskunft gab, sondern auch mit ungespieltem Interesse den Forschungszwecken nachfragte. Nicht viele Mitarbeiter waren es damals noch, alle an eigenen Projekten arbeitend und mit dem von Jahr zu Jahr heftiger herandringenden Strom der Sammlungserweiterungen, der Katalogisierungen, der ehrgeiziger werdenden Präsentation der Schätze über alles Maß hinaus beansprucht. Und doch war es eine sorgsam von allen bewahrte Idylle, vielleicht ohne das Vollglück in der Beschränkung, doch eine Stätte, die den Umgang mit Büchern auf altmodische Weise weniger heilig als hoch hielt. Der neue Direktor war seit 1955 Bernhard Zeller, der als Archivar und Historiker die Nachfolge des Bibliothekars Erwin Ackerknecht angetreten hatte. Niemand stand wie er in altwürttembergischer Tradition: ein Pfarrerssohn aus Dettenhausen, in Stuttgart und Tübingen erzogen, als Historiker unter der Ägide Otto Herdings mit Fragen der älteren Regionalgeschichte und – in der geplanten Habilitationsschrift über die

Geschichte der schwäbischen Demokratie – mit der gesellschaftlichen und kulturellen Historie des 18. und 19. Jahrhunderts beschäftigt, war er für eine Institution, die in den Anfängen nach 1945 so sehr auf öffentliche und private Unterstützung angewiesen war, eine ideale Besetzung. Bei allem planenden Weitblick hat Zeller, so schien und scheint es einem Außenstehenden wie mir, diese Bodenhaftung im Regionalen nie verloren. Die ersten Editionen – darunter das gewaltige, sein Leben begleitende Projekt der Mörrike-Ausgabe, aber auch die Schriften und Tagebücher Wilhelm Waiblingers –, die ersten Ausstellungen und auch seine ersten Publikationen galten der schwäbischen Dichtung des 18. Jahrhunderts und der Romantik. Auch die Überführung der Cottaschen Handschriftensammlung aus der 1954 gewährten Leihgabe in eine Stiftung zugunsten der Deutschen Schillergesellschaft, diese Erweiterung des Dokumenten-Bestands ins Unermessliche, galt der Verbindung zwischen der Marbacher Walhalla und dem größten deutschen Verlagshaus, das seinen Sitz und sein inneres Zentrum wiederum in Stuttgart hatte.

Am 29. April 1956 besuchten Wilhelm Hoffmann, der langjährige Präsident der Schillergesellschaft, und Bernhard Zeller den in Genf lebenden Eduard Berend, den Herausgeber der historisch-kritischen Jean Paul Ausgabe, der unter schändlichen Umständen aus Deutschland vertrieben war und mit den geretteten Beständen seiner wissenschaftlichen Sammlungen in der Schweiz sein Leben fristete. Es gelang, den großen jüdischen Gelehrten zur Übersiedelung nach Marbach zu bewegen. Dort war für fast zwei Jahrzehnte sein Arbeitszimmer im Dachgeschoss des Museums einer der Hauptanziehungspunkte für jeden Besucher. Bis zu seiner Auflösung war dieser Raum die vollkommenste Bibliothek zur Philosophie und zum Roman des 18. Jahrhunderts, für jeden Adepten des Aufklärungszeitalters – und jeder wurde in der Begegnung mit Berend zum Adepten – der Ausgangspunkt für Leseabenteuer, zu denen Berend einem freundlich die Wege wies. Käte Hamburger, von Fritz Martini aus dem schwedischen Exil nach Stuttgart geholt, war ein ständiger Gast in Marbach, aus dem amerikanischen Exil kamen Kurt und Else Pinthus zu längeren Besuchen in die Stadt, Herbert Steiner, der frühere Herausgeber der *Corona* ließ sich mit seinen Briefschätzen zum Kommen bewegen und zog in ein Zimmer neben Eduard Berend, um dort, auf seine Weise, die Bände der Blauen Hofmannsthal-Ausgabe für den S.Fischer Verlag zu Ende zu bringen. Was bei der Gründung der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung zu widerwärtigen Auseinandersetzungen geführt hatte, was als polemische Abwehr der Emigranten, die angeblich aus der Loge den Vorgängen in Deutschland zugeschaut hatten, die Anfangsphasen dieser literarischen Erneuerung bis heute eintrübt und belastet, – in den Marbacher Verhältnissen war die offene Aufnahme der durch das Dritte Reich tödlich Beschädigten, war der Ausgleich zwischen der Literatur des Exils und der dort weitergeführten Tendenzen mit der zaghaft ins Licht tretenden Avantgarde eine gelebte Selbstverständlichkeit. Dass sich das Interesse früh dem Expressionismus und der Neuen Sachlichkeit wieder zuwandte, war nicht einfach das Programm des neu ins Leben gerufenen Deutschen Literaturarchivs, sondern dessen Voraussetzung. Welche wunderbaren Gespräche ergaben sich für den länger bleibenden Gast auf den Gängen, beim gemeinsamen Mittagessen und bei den scheinbar anstrengungslos vorbereiteten Abendveranstaltungen. Ja, wenn Hermann Lenz

aus der Rückschau Bernhard Zeller den *Herbergsvater der Dichtung* nannte, traf er durchaus den entscheidenden Wesenszug des Idyllischen, durch den der Zauber Marbachs erst wirksam werden konnte. Wie Bernhard Zeller in dieser tätig-ent-rückten Alltäglichkeit wirkte, nur mit vorsichtiger Hand den Dingen eine Richtung gab, den eigenen Zukunftsdrang aus dem Enthusiasmus seiner Umgebung speisend, hat Ludwig Greve 1979 in der Rede zum 60. Geburtstag unübertrefflich formuliert: »Diese Art, miteinander umzugehen, vielleicht kann man sagen, in distanzierter Wohlwollen, lernt ein neuer Mitarbeiter so leicht wie ein Gast von auswärts. Wie viel davon Zellerscher ›O-Ton‹ ist, wie viel persönliche Varianten, wer will das noch auseinander halten. Das Bindemittel ist schließlich das Interesse an der Literatur, und seien es nur ihre Materialien. Aber die Kunst, die einzelnen am Ganzen zu beteiligen, so dass der täglichen Arbeit eine nicht alltägliche Freiwilligkeit zugute kommt, ist seine Gabe.« Ein kleiner, ein vertrauter, immer wieder glücklich ergänzter und erweiterter Kreis von Mitstrehenden war es denn, der die Verwandlung aus einer Pilgerstätte in ein allumfassendes und doch lebendiges Archiv der deutschen Literatur möglich gemacht hat.

Herbergsvater der Dichtung – das trifft im evozierten Bild einer geschäftigen Gastlichkeit, die mit dem einkehrenden Dichter auch dessen metaphysische Herkunft und Gewerbe mit einschließt, nur dem *einen*, für Marbach freilich besonders charakteristischen Zug, den Bernhard Zeller ausgeprägt hat und den seine beiden Nachfolger vor einer ganz veränderten Gegenwart bis heute verteidigen. Das Tüchtige neben dem Geselligen ist da angesprochen, die worthaltende Zuverlässigkeit im Umgang mit schwierigen Gästen. Nur trifft das schöne, zum Zitat verführende Wort, nicht entfernt die einzigartige Leistung, die ein so ins Weite und Ungemessene geplantes Unterfangen erst möglich gemacht hat. Ein Archiv einer dem Vergessen wehrenden Erfassung der dichterischen Hinterlassenschaft und der literarischen Gegenwart, das man sich nur als eine *Dépendance* der Bibliothek von Babel vorstellen kann – aus gleichem Geist aber mit planendem Bedacht angelegt – reichte bei Bernhard Zeller als Utopie bis in die Anfänge seines Wirkens in Marbach zurück: Thomas Mann im Schillerjahr 1955 zu einer Rede über den Dichter zu veranlassen, der doch wie kaum ein anderer für das deutsche Selbstverständnis des 19. Jahrhunderts einstand, war ein durchaus kühner, politisch unbequemer Entschluss. Von Frank Thiess und anderen Schriftstellern der inneren Immigration erst umworben, dann geschmäht – konnte und sollte nicht nur der Schriftsteller, der vor der Weltöffentlichkeit wie kein Zweiter das andere Deutschland repräsentierte, im Geistergespräch mit Friedrich Schiller der Zukunft ein Zeichen setzen. Dass Thomas Mann den *Versuch über Schiller*, sein literarpolitisches Testament bei der Schiller-Feier am 8. Mai 1955 in Stuttgart, eine Woche danach, an symbolischem Ort im Deutschen Nationaltheater zu Weimar vortrug, hatte auch für Marbach Signalwirkung; denn zum ersten Mal rückte im geteilten Deutschland Marbach neben Weimar, der Sammlungsbestand des Nationalmuseums neben den der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten. Weitreichender, schärfer, bewusster hätte niemand ein solches Zeichen setzen können. Walter Müller-Seidel hat in seinem Vortrag die immer durchgehaltene Linie im Geschichtsdenken des Historikers Zeller skizziert, ohne die seine nie wankende Beharrlichkeit in der Verfolgung

seines Lebensziels nicht denkbar gewesen wäre. *Soavita in modo, fortiter in re* – die Freunde wie die Gesprächspartner in den zahllosen Verhandlungen, die er mit Regierungsstellen, Stiferverbänden und Vereinen zu führen hatte, wussten dieses Zusammenspiel zu fürchten und zu schätzen. Wie es in den Anfangsjahren gelang, durch eine günstige und sicher erkannte Konstellation die Weichen für die Zukunft bis heute zu stellen, ist eine wohldokumentierte und doch beinahe sagenhafte Erfolgsgeschichte, die in den *Memorabilien* eher versteckt als vorgezeigt wird.

Wenn Goethe, 150 Jahre zuvor, über seinen Komponistenfreund Carl Friedrich Zelter vor anderen nachdachte, dann kam ihm stets eine schon damals mit Misstrauen betrachtete Tugend in den Sinn. Er war für ihn der Tatkräftige, der Tüchtige. »Wenn die Tüchtigkeit sich aus der Welt verlöre«, schrieb er schon 1805 an den Herzog Carl August über den eben erst auf Dauer gewonnenen Musiker, »so könnte man sie durch ihn wiederherstellen.« Und ein viertel Jahrhundert später wiederholte er gegenüber Eckermann den gleichen Eindruck: »Ja, Zelter ist immer grandios und tüchtig!« Das meinte – das zweite Adjektiv macht das deutlich – nicht das Gediogene, Zuverlässige, auf sicheren Fundamenten Ruhende, was die Zeitgenossen gern aus dem Wissen herleiteten, dass der Mitgründer und Direktor der Berliner Singakademie im Hauptberuf lange Jahre ein Bauunternehmer war, sondern es meinte ein ihm wahlverwandtes, selbstgewisses Vertrauen in den Tag und seine Forderungen, wodurch erst das Schöpferische, die Utopie wie der Traum, in der Wirklichkeit Haftung gewinnen. *Grandios* nannte Goethe diesen höheren Charakterzug Zelters. Und ihm selbst gegenüber kleidete er sein Staunen in einen mythologischen Vergleich: »Recht von Herzen sei es Ihnen gedankt, teuerster Freund, dass Sie mich so tief in Ihr Wesen, in Ihren Zustand hineinsehen lassen. Es ist wirklich etwas prometheisches in Ihrer Art zu sein, das ich nur anstaunen und verehren kann.« Anstaunen und verehren – wenig prometheisches scheint der Gestalt und dem Wirken Bernhard Zellers eigentümlich zu sein, auch wenn Goethe nach 1800 den Aufrührer-Trotz nicht mehr mit der Figur des Prometheus, des Lichtbringers und Dulders, des Menschenfreundes und Menschenhelfers verbunden haben dürfte. Zeller verabscheute das Pathos, auch den jedermann wohlstandesdienlichen, pathetischen Bürgersinn, der sich vor der Öffentlichkeit, wie wenig sie auch olympisch genannt werden darf, zu behaupten weiß. Nein, wie imponierend, wie unermesslich die Arbeitsleistung für diese in Jahrzehnten geschaffene Institution des Marbacher Schiller-Nationalmuseums und des Deutschen Literaturarchivs auch gewesen sein mag, Zeller selbst hätte das Grandiose daran nicht sehen, nicht auf sich angewandt wissen wollen. So wenig, nebenbei bemerkt, wie der Gründer und Herrscher über die Berliner Singakademie und die Berliner Liedertafel! Nur bedarf es eines stärkeren Ausdrucks, um die niemals nachlassende Energie, um die heimliche Zielstrebigkeit hinter dem Spinnen tausendfältiger Fäden in die Literatur und in die Gesellschaft, um den unparteilichen Scharfblick für jeden Augenblick und jede Gelegenheit, um die selbstverständliche, dabei immer das Gegenüber achtende Beweglichkeit und kombinatorische Sicherheit im Umgang mit Zahlen, Ressourcen, Rechten und Verbindlichkeiten angemessen zu erfassen. Wenn man Bernhard Zeller noch in den letzten zehn Jahren erlebt hat, wie er in den Ausschüssen seiner drei Akademien, denen er früh schon als Mitglied angehörte, wie er in den Vorständen

und Gremien literarischer Gesellschaften und großer Förderinstitutionen abzuwägen und mit taschenspielerhafter Virtuosität konkurrierende Pläne zu verbinden wusste, um für die Dichtung und für die Kultur das Äußerste am richtigen Ort zu erreichen, dann kann man erst einigermaßen nachvollziehen, was alles in den dreißig Jahren seines Wirkens in und für Marbach geschehen musste, Augenblick für Augenblick, um das Wunder dieser Schöpfung so entstehen zu lassen, wie es jetzt, über ihn hinaus weiterblühend, vor uns steht. In den beiden Bänden der *Memorabilien* hat Zeller selbst das Wachsen der Institution und ihr Wirken als das Ergebnis einer von Wenigen getragenen, von Vielen mitgestalteten, nie nachlassenden Kraftanstrengung beschrieben. In der Tat – jeder weiß es – konnte die Neuordnung des Bestands, die Systematisierung und Vorplanung einer zu keinem Zeitpunkt absehbaren Zukunftsplanung so wenig durch den Machtspruch eines Einzelnen bewerkstelligt werden wie das ineinandergreifende Geflecht der Ausstellungen und Publikationen. Die Dokumente und erst recht die Nachlässe – zu ihnen traten als Äquivalent zur medizinischen Vorsorge und in halber Parodie von Musils *Nachlaß zu Lebzeiten* die *Vorlässe*, mit denen Marbach jedem drohenden Kulturverlust vorbauen will – sind für jeden Forscher und Benutzer bequem einzusehen. Um aber der Bedeutung von Dichtung gerecht zu werden, stand von allem Anfang an fest, jede Edition, jeder Druck und vor allem jede Ausstellung hatte in ihrem ästhetischen Anspruch dem Anspruch der Literatur zu entsprechen. Schon die hellgrünen Bände der Ausgabe von Mörikes Werken und Briefen, von Carl und Peter Keidel in den sechziger Jahren gestaltet, sollte in Papier, in Typographie und handwerklicher Vollendung dem Werk und der großen schwäbischen Industrie- und Verlagstradition Rechnung tragen. Die Kataloge der bedeutenden Ausstellungen in den alten, später in den neuen Räumen des Literaturarchivs gehören bis heute zu den schönsten, nicht bloß zu den besten Büchern, die in Deutschland je hergestellt wurden. Wir alle kennen die Namen der Kuratoren, Herausgeber und Gestalter, die über die Jahrzehnte und bis heute das Ansehen Marbachs bestimmt haben. Mit manchen sind manche unter uns eng befreundet. Nur war es auch hier die frühe Entscheidung Bernhard Zellers für eine ästhetische Präsentation der Literatur nach außen, die den Weg gewiesen hat. Vielleicht war Prometheus, der menschenfreundlichste unter den Titanen, nicht ganz das mythologische Äquivalent zu Bernhard Zeller. Aber auch der immer bewegliche, listenreiche Merkur würde wieder nur *einem* Schöpferaspekt gerecht. Und dass es für die beinahe mühelos getragene Last von Bernhard Zellers Lebenswerk einer gewissen mythologischen Überhöhung bedarf, scheint mir unstrittig. Da taucht in den Worten Erich Brachers, mich tief bewegend, das Erinnerungsbild auf, wie Bernhard Zeller auf einer Griechenlandfahrt vom Nestorpalast auf Hafens- und Bucht der Stadt Pylos hinunterschaut und sich unmerklich in den altersweisen, die Geschicke vieler Generationen mit klugem Vorbedacht lenkenden Herrscher verwandelt. Nestor, in seiner kraftvollen Friedensliebe von allen Heroen dem Sänger Homer immer der liebste, bleibt er nicht über den Abgrund der Zeit das mythologisch nächste Spiegelbild zu unserem Freund?

Der Rückblick gewinnt eine Helligkeit, die dem Anlass nur im Gegenlicht gerecht wird. Ich war in meinen ersten Jahren von Bernhard Zeller tief beeindruckt, habe

mich im Umgang mit den Büchern stets als seinen und Eduard Behrends Schüler verstanden. Wir haben uns in den vielen Jahren nicht aus den Augen verloren. Zu Freunden wurden wir an den Akademien, die er regelmäßig besuchte und in denen er eine bestimmende Rolle spielte, in Mainz wie in Darmstadt und München. Bis wenige Monate vor seinem unerwarteten Tod nahm Zeller lebhaften, durch manche Malaisen des Alters kaum beeinträchtigten Anteil. Nun bleibt uns das Gedenken. Im Augenblick des Verlusts erst wird der Verlust ganz fassbar. Die Welt ist leerer ohne ihn. Die Zurückgebliebenen stehen enger zusammen. Fröstelnd.